



Feierabend



Ein Tag voll edler Taten.

Eine Lausbubengeschichte von Abele Sellinet.

Schade, daß es damals hinter der Tür keine heimliche Stenographen gab, oder gar ein Mikrophon, die das festgehalten hätten, was auf jener heimlichen Thingversammlung gesprochen wurde, als die Bier in einer seltsamen Wendung ihres Lausbubenlebens plötzlich den Entschluß faßten, „gut“ zu sein, endgültig und rückhaltlos „gut“!

Welche Gründe sie zu diesem außergewöhnlichen Entschluß geführt, hat der Historiker nie erfahren können. War es der moralische Rückstoß auf eine besondere heisse Wiffelat, oder hatten die Erwachsenen (Klagenweiber genannt) wieder lebhaft ihre Vitaneien angestimmt, oder war der neueste Kinoheld eine Mischung von Edelmut, Menschenwürde und Größe — was immer sie dazu geführt hatte, sicher ist, daß die Beratung stattgefunden und der Entschluß gefaßt wurde.

Natürlich wäre es für den Historiker von Interesse, zu erfahren, in welche Worte vier Rangen zwischen sieben und zehn Jahren einen solchen Entschluß kleiden und wie sie sich ihn gegenseitig mundgerecht machen, besonders wenn sie die Eigenart haben, sich jeden Aufwands von Gefühl herzhaft zu schämen. Es versichlung ihnen niemals etwas, sich die ärgsten Unliebendwürdigkeiten und Grobheiten an den Kopf zu werfen, dessen schänten sie sich nicht, aber jedes gefühlvolle Wort, das wirkte genau so, als ob man sich auf einen hohlen Zahn biß. Aber wie immer die Sache vor sich gegangen war, vier kleine schwarze Seelen beschloßen wirklich, „gut“ zu werden, endgültig und restlos „gut“! Vier kleine schwarze Seelen waren bis zum Rande angefüllt mit feierlicher Bereitschaft zum Guten.

Und mit ihr standen sie in der Früh auf.

Die erste, die sie auf die Probe stellte, war die Mutter. Sie hatte ihr jämmerliches Kopfweggeschicht und konnte in ihrer Gequältheit und Nervosität kaum erwarten, daß die Bier die Klinke in die Hand nahmen. Das Kopfweg von der Mutter waren sie gewohnt, aber als Pioniere des Guten mußte man sich freilich anders dazu stellen. Sie waren die Höflichkeit und die Zuvor-

kommenheit selbst und begriffen nur nicht, warum die Mutter so das Gesicht verzog, wenn sie alle Augenblicke mit einem neuen freundlichen Anerbieten zu ihr kamen.

Auf dem Schulweg erkannten sie dann, daß man einen Kranken nicht allein lassen dürfe, und sie vereinbarten, sie wollten von ihren Lehrern schon für zehn Uhr die Erlaubnis zum Nachhausegehen erbitten. Begründung: die kranke Mutter.

So geschah es auch.

Als sie dann um zehn Uhr daheim angerückt kamen und Mutter ihnen öffnete, wurde ihr Gesicht so lang... na, so lang... „Ja, was tut ihr denn heute schon daheim?“

„Ja... so... weil du krank bist, hat uns der Lehrer erlaubt...“

„Mein Gott“, die Mutter spiepte sie fast mit den Wliden.

„Mehr fehlt mir nicht!“ sagte sie in keineswegs höflichem Ton. „Da bin ich froh, daß ich ein bißl Ruh' hab' und jetzt kommen ' mir schon heim!“

Sie waren ein wenig begossen, die Bier, als sie hinter ihr in die Stube tröteten. Man sollte nicht glauben, es war nicht so einfach, ein guter Mensch zu sein.

Obendrein, was sollte man am frühen Vormittag zu Hause anfangen? Puffen durfte man sich nicht, raufen durfte man nicht, all das lag außerhalb des Bereiches des Guten und man sah sich fürchterlich im Wege.

Schließlich entschlossen sie sich, Mutter das Aufräumen abzunehmen. Das war eigentlich die Pflichtdomäne der zwei Aeltesten an schulfreien Tagen. Aber die Mutter war nie mit ihnen zufrieden, weil sie alles viel zu oberflächlich machten. Sie hatte eine Art, nach dem Staubwischen mit dem Finger über die Möbel zu streifen — komischerweise blieb ihr wirklich immer noch eine Menge Staub am Finger haften. (Weiß der Teufel, wo der herkam!)

Diesmal sollte sie aber keinen Grund zu einem Vorwurf haben, diesmal wollten sie alle vier von Grund aus zu Werke gehen.

Schränke wurde gerückt, Betten, Bilder — es war ein Getümmel und Staubwirbel, der bis Mittag währte.

Leider blieben einige Opfer auf dem Schlachtfeld: zwei Basen (von denen eine sowieso schon einen Sprung hatte), ein Stuhlbein und ein Bilderrahmen.

Leider besaßen auch die Erwachsenen nicht einen Funken Humor. Die Mutter schrie zetermordio, teilte Ohrfeigen aus und regte sich so auf, daß sie noch mehr Kopfschmerzen bekam als vorher. So war also nichts eripart.

Zum Glück kam bald das Mittagessen, wo man sich etwas erholen konnte.

Ja, das Mittagessen! Diesmal gab es etwas, was die Buben sehr ungern aßen, was aber dennoch auf den Tisch kam, wenn das Geld knapp wurde. Sonst begnügten sich die Rangen, in ihrem Krautteller herumzustochern und sich später am Brot schadlos zu halten. Heute aber, eingedenk ihrer neuen Mission, hieben sie mit Todesverachtung ein und ruhten nicht, bis das letzte Krückerchen verilgt war. Dann sahen sie die Mutter triumphierend an.

Jedoch entdeckten sie in ihrem Gesicht etwas, was die Psychologen „gemischte Gefühle“ nennen würden. Es schwankte zwischen Vergnügen und Mißvergnügen. „Was die Frauen heute haben?“ jagte sie grollend. „Da hab' ich eigens weniger gerichtet, weil ich weiß, daß sie das Kraut nicht mögen, und jetzt essen ' mir alles auf, und abends kann ich mich herstellen und etwas Frisches kochen!“

Der Vater hatte ein lustiges Pünktchen in den Augen und die Buben sahen ein wenig verlegen aneinander vorbei. Nicht zu glauben, wie kompliziert das Gutsein ist!

Nachher hörten sie das gewohnte Geplänkel zwischen Vater und Mutter. Der Vater meinte, ihr Kopfweg stamme von der Blutarmit und sie solle sich mehr zubeffern. Worauf die Mutter grollend antwortete: wovon sie sich denn etwas zubeffern sollte? Sehr logisch!

Das brachte die Buben auf eine neue königliche Idee. Wie wenn sie ihren Drang zum Guten einmal ein wenig nach dieser Seite hin betätigen und das böse Loch stopfen halfen, aus dem Mutter's Kopfweg

kam? Das war doch einmal etwas, wofür sich's lohnte, sich in die Stränge zu legen — das war etwas andres als die kleinen Hinterlistigen von guten Vorfällen.

Eine Stunde saßen sie in eifrigen Plütern zusammen, und vom Koffertragen in den Bahnhofen bis zur Filmstatistik erwogen sie alle Möglichkeiten des Geldverdienens. Doch scheiterten alle diese Vorschläge an der Notwendigkeit, rasch zu Geld zu kommen — einmal, weil Mutters Krankheit eine höchst aktuelle Sache war, und dann auch, weil ihr Latendrang Verzögerungen nicht liebte.

Schließlich versielen sie — o holdes Vergnügen im Mantel der Pflicht! — auf eine Theatervorstellung. Das hatte oben drein den Vorteil, daß es heute noch zu machen war, wenn Mutter nachmittags ihre Geschäftsgänge machte. Denn daß sie dabei außer Haus sein müsse, das nahmen sie von vornherein an. Die Erwachsenen — na ja — lieber nicht! Sie verstanden keinen Spaß. Auch brauchte man dazu Mutters Garderobe, und da verstand sie doppelt keinen Spaß.

Raum war also die Mutter fortgegangen, so schwärmten alle vier aus und holten ihr Publikum. Sie kamen auch mit einem langen Schwanz zurück. Alle vier strahlten, denn sie machten große Kasse und hatten eine Einnahme von Schilling 1.80.

Alles wäre auch herrlich gegangen,

wenn nur die Mutter nicht frühzeitig zurückgekommen wäre.

Ja, sie kam wirklich! Und ihr erster Blick galt natürlich nicht der großartigen tröstlichen Kasse, sondern dem frischgeriebenen Fußboden, den zwanzig Paar Kinderhüfte fürchtbar zugerichtet hatten. Und der zweite galt der Bühne, wo gerade der Kasperl den Teufel in der Arbeit hatte, der in Mutters schwarzer Seidenbluse gerade schlecht weg kam.

Die Sache endete leider fürchtbar betrüblich. Es war ärger, als wenn die Mutter Ohrfeigen und Prügel ausgeteilt hätte. Sie war so vollkommen niedergeschmettert, daß einem das Herz weh tat. Das gelindeste, was sie noch tat, war, daß sie eine Bilanz aufstellte, wo sie den Schilling 1.80 Einnahme die Kosten der Seidenbluse entgegengesetzte und die schwere Arbeit und Mühe, die sie beim Reiben des Fußbodens aufgewendet.

Am Abend lagen die Vier sehr niedergeschmettert in den Betten. Da sich das Gurren als so abspannend erwies, beschloßen sie, eine kleinere Pause auf unbestimmte Frist einzuschicken.

Denn die Erwachsenen — na ja! Sie stellten Bilanzen auf von soundso vielen Schillingen. Aber daß sie ihnen auch das Söll und Haben von vier kleinen schwarzweißen Seelen gegenüberhielten, das fiel ihnen gar nicht ein.

genähert haben, kann es sein, daß Sie eine kleine Reise nach Berlin machen müssen.

„Mein erster Spaziergang hier in Berlin galt der berühmten Siegesallee. Die Siegesallee ist eine ziemlich lange Straße, und an jeder Seite stehen statt der Häuser je 16 Denkmäler. Jedes stellt einen der brandenburg-preussischen Herrscher dar, bis zum Wilhelm I. Das ganze ist mit Mauer und Bank umgeben, alles aus weißem Marmor. Ach, das kommt mir so kalt vor. Ich getraue mich nicht, mich hinzusetzen; als ob mich Erkältung und Tod anstarrten.“

Sollte trotz der Erkältung hindurchgedrückt sein, daß Sie in Berlin nicht nur die Siegesallee bewundern („mit tiefer Betrübniß komme ich zu der Einsicht, daß ich einem Unwürdigen vertraute...“), so antworten Sie: „Nur Dir gelten meine Gedanken voll und rein. Neben Dir weiß ich keine Person, die daran teilnehme. Willst Du mir eine solche nennen?“ Und die Mißstimmung wird behoben sein.

Nach diesen Übungen sind Sie nunmehr reif zum Liebesantrag. Je nachdem, die Anträge „an ein älteres Fräulein“ oder „an eine Witwe“ gerichtet sind, unterliegen sie einer Variation. Fügen Sie auf alle Fälle hinzu: „Hast Du mich achten, mich lieben gelernt? Genügen mein Wesen, meine Denkungsweise und mein Name Dir? Oh, so weise diese meine Werbung nicht zurück!“

Dem kann kein zühendes Herz widerstehen, und Sie tun nicht Unrecht, sich jetzt als verlobt zu betrachten. Das besorgen Sie am zweckdienlichsten in der Weise: „Mein herziges Bräutchen! Gleichzeitig mit diesem Briefe übersende ich Dir eine Nadel in der Form einer Rose. Der liebliche Duft derselben deutet auf Glück. Die Dornen, die wollen wir teilen und in Geduld tragen. Die Rose bleibt doch die lieblichste Blume und die Ehe der schönste Stand... Zitternd umschlangen Deine Arme mich zum bräutlichen Kusse. Und die lieben Eltern — sie freuten sich mit uns.“

An dieser Stelle wäre ein kleiner Unfall angebracht.

„Meine liebe Antonie! Liebst Du? Hörst Du? Meine Wirtsfrau hat die Stube gebohrt und ich bin auf dem glatten Boden niedergefallen. Die Schmerzen waren und sind zu ertragen. Mit brennendem Eifer werde ich nach baldiger Vereinigung mit Dir streben.“ Reagiere Ihre Braut nicht in gewünschter Weise, so geben Sie den Launen herzhast auf den Grund.

„Du warst gestern so schweigsam, so kalt und fremd gegen mich. Rührte Deine Verdrossenheit von einem unangenehmen Ereignis her oder habe ich dein Mißfallen erregt? Hütle Dich nicht in finstere Schweigen und Trüben. Oder ist es Unwohlsein. Nun, so verhehle mir auch das nicht.“

„Schiden Sie noch schnell einen Geburtstagswunsch an die Schwiegermutter“ und eine „Bitte an den Oheim um ein Darlehen“, und dann ist es Zeit, die Verlobung aufzulösen oder Hochzeit zu machen. Letzterenfalls hauen Sie mit der Faust auf den Tisch: „Mein lieber wertter Schatz! Aber nun will ich Dir etwas sagen. Das Briefschreiben genügt mir nicht mehr, auch nicht die Besuche, die ich ab und zu bei Euch machen darf. Ich will und muß Dich zum Weibe haben. (Gut!)“

Worauf nur die Antwort kommen kann: „Dein Brief hat mich sehr erschreckt, aber wenn Du am Sonntag kommst, wird mein Herz wieder ruhiger werden.“

Etwaige Brautjungfern aufzutreiben ist nicht Ihre Sache, denn eines schönen Tages pläzt der Brief ins Haus:

Das Glück wird den Kindern.

Aus altem Jahraueud
Und lange vergittert,
Bricht stürmend und brausend
Und weltengewitternd
Der Marsch unsrer Frauen,
Die Freiheit zu schauen,
Sich selber zu leben
Und Frieden zu geben!

Zu lange verlettet
Den dunklen Gewalten!
Nun endlich gerettet,
Die Zeit zu gestalten,
Marschieren die Frauen
Voll Mut und Vertrauen!
Im blühenden Morgen
Sind alle geborgen.

Das Glück wird den Kindern!
Die Qual geht zu Ende!
Das Elend zu lindern,
Glühn Herzen und Hände.
Willkommen, ihr Schwestern!
Vorbei ist das Gesträuch!
Das Alte ist sichtbar!
Das Neue ist sichtbar!

Max Barthel.

Der Liebesbriefsteller.

Das Panoptikum der Phrasen.

In einem Papierwarengeschäft des Arbeiterviertels steht groß und breit im Fenster der „neueste Briefsteller in Liebes- und Heiratsangelegenheiten.“ Existiert dies vorhinflutliche Ungeheuer einer verlogenen „Romantik“ wirklich noch immer? Und gibt es tatsächlich Leute, die ihn benutzen — nicht nur zu „hinterlistigen“ Zwecken? Ich habe mir diesen „treuen Ratgeber für alle Stände und Verhältnisse“ zum Preise von 80 Pfennig erstanden, und er hat mir eine vergnügte Stunde bereitet. Da alle hier zitierten Sätze, so unglaublich sie auch klingen mögen, wörtlich übernommen sind, werden auch andere mit mir lachen.

Die Liebesbriefstellerei teilt das Geschlechtsleben der Menschen in vier Etappen ein. Als erste die der Annäherung, als zweite die der Liebeserklärung, die scharf von der Annäherung zu scheiden ist. Denn man soll den Liebesantrag erst dann stellen, wenn man sich überzeugt hat, daß Herz zum Herzen sich gefunden. Meistens wird man sich mit dem Liebesantrag unmittelbar an die Geliebte wenden. Unter Umständen ist es ratsam, vorher sich mit den Eltern zu verständigen.“ Hierauf schreitet der Kandidat in die dritte Etappe: Zur Verlobung. „Den Verlobten ist ein vertraulicherer Umgang als bisher gestattet. Aber sie dürfen trotzdem die Grenzen des Anstandes und der Sitte nicht verletzen.“ Die vierte

Etappe, Hochzeit, macht dem Liebesleben bald ein Ende.

Nun zum Problem: Wie nähern Sie sich an? („Sinnige Ausdrucksweise und poetischer Hauch, stets in den Schranken der Wohlstandigkeit, sind ganz am Platze“).

Am besten fange man mit der „Bitte um Gestattung eines Besuchs“ an.

„Sehr geehrtes Fräulein! Wie der Duft der Rose nicht verborgen bleiben kann, stände sie auch in der einsamsten Ecke des Gartens, so wird das holde Wesen einer Jungfrau offenbar, auch in der stillen Zurückgezogenheit.“ Als Schluß wäre der durchschlagende Satz zu empfehlen:

„In der freudigen Hoffnung, mit meiner Bitte nicht abgewiesen zu werden, rechne ich auf Ihre gütige Rücksicht, die meine Bitte nicht als unbescheidene Zudringlichkeit ansehen wird, falls Sie durch mir unbekannt Gründe abgehalten sein sollten, mir nicht zu willfahren.“ (Ende des Satzes; kein botofudisch, sondern deutsch.)

Der Erfolg einer zusagehenden Antwort wird nicht ausbleiben:

„Indem ich voraussetze, daß Sie mein Zutrauen nicht mißbrauchen werden und den ehrlichen Ruf eines Mädchens zu achten wissen, verbleibe ich...“

Nachdem Sie sich so auf ziemende Weise

„Hiermit sende ich Ihnen Ihre Geschenke, die mir wert waren, es jetzt aber nicht mehr sind, wieder zurück und löse unsere Verbindung auf. Aus einer Heirat, auf die ich mich so freute, kann nichts werden, und ich bin froh, daß ich Ihren Unwert früh genug erkannt habe. Ich erbitte auch meine Geschenke zurück und kann nie die Ihrige sein.“

Das ist halt Pech! Sollte es aber wirklich einer Dummen geben, der sich mit diesem fauschlechten, weil verlogenen und geschraubten Briefstil, mit dieser „Poesie“ (Euer Fläschchen, Nachbarin!) blamiert hat, so möge er einmal schreiben, wie ihm der Schnabel gewachsen ist — und bestimmt wird er mehr Glück haben.
H. E.

Im Spielfaal.

In Kürze erscheint ein neues „Bücherkreiß“-Buch: „Der Dollar steigt“ von Felix Scherret. Preis M. 4.80, für Mitglieder Sonderpreis. — Die Handlung spielt in Danzig zur Zeit der Inflation. Die nachfolgende Szene, die wir mit Genehmigung des „Bücherkreißes“, G. m. b. H., Berlin SW 61, veröffentlichen, gibt ein plastisches Bild jener für den Kapitalismus der Nachkriegszeit so charakteristischen Epoche:

Im Ballaratjaal tagte eine erlebte Versammlung. Sogar der große Mastfisch war erschienen und hatte dem ebenbürtigen Samuel Wolf gegenüber Platz genommen. Markus, Jablonski und die anderen kamen sich zuerst klein und gedrückt vor, wenn auch die Berge Schips vor ihnen genau so stattdich aussahen, wie die vor den Koryphäen der Handels- und Bankwelt. Eugen fand zwischen Jablonski, der sein Ansehen durch einige nachlässig vor sich ausgebreitete hohe Dollarnote erhöhen wollte, und Mastfisch einen leeren Stuhl. Eigentlich war es frevelhaft, so dicht neben dem großen Mann zu sitzen, der noch dazu die erste Bank hielt.

Das Spiel begann solide. Mastfisch legte nur eine Bank von fünfhundert Dollars auf, also eine Sache, die gar nicht der Rede wert war. Trotzdem setzte niemand das Ganze. Die Finger juckten, aber das Gehirn übte strenge Kontrolle. Wie würde es aussehen, wenn Markus plötzlich „Banko“ gesagt hätte? Selbst Samuel Wolf setzte mit einem liebenswürdig verstehenden Lächeln fünfzig Dollar und Eugen Lux nannte dieselbe Summe. Da Mastfisch die Neun ausdeckte, gewann die Bank beim ersten Spiel vierhundertfünfzig Dollar. Auch die nächsten Kunden brachten keine wesentliche Veränderung.

Es war ein Kadavierspiel. Man beschneuperte sich unerbittlich und machte unentwegt Verbengungen; man zückte die Balutastlingen nur zum Scherz. Doch Spiel treibt leicht über sich selbst hinaus. Eugen sah da und nahm sich zusammen, die ungeschriebene Spielregel einzuhalten. Auch Jablonski biß sich auf die Lippen und verkrampfte die Fäuste, um nichts Unbedachtes zu unternehmen.

Da endlich riß Markus die Geduld. Er konnte diese Hampferei nicht länger mitansehen. In der Bank standen etwas mehr als zweitausend Dollar. Er schrie mit Stentorstimme: „Banko!“

Mastfischens und Samuel Wolfs eherne Gesichtszüge zeigten sekundenlang den Ausdruck des Bedauerns.

Es plänzelte sich so hübsch, doch wenn dieser ungebildete Geldprolet es anders wollte, gut, dann sollte er es haben. Mastfisch flüsterte honigföhl: „Herr Markus, habe ich recht gehört, Sie wollen Bank spielen? Bitte sehr!“

Markus beabsichtigte, mit der Faust auf den Tisch zu donnern. Was bildete sich das dicke Vieh ein? Warum sollte er nicht Bank spielen? Vielleicht, weil ihm ein Großbankier gegenüber sah, der höchstens die Kunst des Schiebens und Begauerns besser verstand?

Aber er beherrschte sich und entgegnete noch süßer: „Ich möchte darum bitten, Herr Mastfisch!“

Der Bann war gebrochen. Jetzt wurde es ernst. Jetzt begann das wilde Spiel der Börse, der Spekulation. Jetzt kämpfte Mann gegen Mann, Dollar gegen Dollar.

Markus gewann. Die Bank ging an Eugen Lux über, der sie mit tausend Dollar eröffnete und auch glücklich mit sechsstaufend in den sicheren Hafen brachte.

Das Glück wechselte, verteilte wahllos seine Gunst. Einige der Herren ließen sich von dem Boh Kognak bringen. Eugen trank viel, sein Gesicht färbte sich rot, er vergaß, warum er hier saß, er vergaß, daß er gewinnen mußte, er vergaß alles, genau so wie seine Partner.

Neun Menschen, alle unter der Wucht des Dollars ächzend, waren zu einer Welt für sich zusammengeschmiegelt. Was kümmerten sie die Leute, die hin und wieder in den kleinen Saal kamen und der wahnwitzigen Schlacht interessiert zusahen. Was war der Kampf Sektors gegen einen Achill? Eine alberne Kinderei. Schon die Vorstellung von Lanze und Schild wirkte grotesk gegenüber der Tragik der Karten, die ebenso, allerdings auf kultivierte Art, über die Existenz der Menschen entschieden.

Selten war so erbittert, so zäh gekämpft worden. Sogar Samuel Wolf verlor die Fassung. Die Haare rutschten ihm in die mit Schweiß bedeckte Stirn. Erinnerte er sich noch an seine Pose als Getreidevikar, als eingelesener Magnat der Stadt? Bestimmt nicht. Reste erbitterter Kultur fielen ab.

Mastfisch fraß seine Zigarre auf, der Speichel floß auf die Karten. Sahen es die anderen. Nein, sie hatten sich ebenso verwandelt. Warum trugen sie noch Salko und Ladschuhe? Ein paar Wilde tanzten einen fanatischen Kriegstanz. Es war, als ob die Inflation zum letzten Male mit der Kraft eines Sterbenden diese Glücksritter am Hals würgte und ihr Gehirn wie eine Zitrone ausqueishte. Hinter all diesen Menschen stand eins: die Angst vor dem Morgen.

Eben angerauchte Zigarren wurden fortgeworfen, Kognakgläser umgestoßen. Schips und Dollars wanderten blitzschnell von einem zum anderen. War kein Bargeld mehr vorhanden, wurde von dem glücklichen Gewinner gegen Dollarscheck gepumpt. Riesige Summen standen in der Bank, die ebenso schnell verschwanden, wie sie aufstauten.

Die Inflation gab ihr letztes, glänzendes Bankett; sie hohnlachte über diese Marionetten, die jedoch Spur von Besinnung verloren hatten.

Eugen Lux wußte nicht, wie spät es war, als er auf der Nordpromenade vor dem Kurhaus stand. Er wußte nicht, wie er dort hinkam. Nur eins wußte er, die Dollars waren weg. Wieviel Schecks er ausgestellt hatte, entzog sich seiner Kenntnis. Es blieb auch gleichgültig.

Das große Spiel war verloren; aber er erkannte auch, daß es ihm unmöglich war, nach

diesen Jahren des Talmiglanzes zu seinen bescheidenen und ehrenhaften Anfängen zurückzukehren. Niemals konnte er, auch nicht durch angestrengte Arbeit, seinen Verpflichtungen nachkommen. Morgen würden die anderen, über die er oft gespottet hatte, sie alle an die Band brücken, die Jablonski, Rabinowitsch, Markusse, Fretjes und wie sie hießen.

Aus! Erledigt! Weggewischt!

Niemand hörte den Schuß. Dicht an der Stelle, wo die Ostsee den verhußelten Kaufmann Gang vor einiger Zeit an den Strand gespült hatte, brach Eugen Lux sterbend zusammen.

Der Wüfling.

Frei nach dem Chinesischen.

Eines Tages machte der Kammerer, Meister Teng-t'u, im Palaß seine Aufwartung, den König vor Sung Jü zu warnen:

„Jü ist ein Mann von geradezu angenehmen Gesichtszügen und täuschend ruhigem Benehmen, seine Zunge gebraucht er anscheinend nur zu tief sinnigen Aphorismen. Aber im Wahrheit ist sein Charakter zügellos, ich ahne Ausschweifungen. So möchte ich unterbreiten — es wäre einigermaßen unvorsichtig von Eurer Majestät, so einem Mädchenjäger, Weibererleger zu gestatten, Euch in die Gemächer der Königin zu folgen.“

Der König erwähnte vor Sung Jü Teng-t'us Warnung.

Jü erwiderte:

„Die Schönheit meines Gesichtes und mein stilles Betragen wurden mir vom Himmel geschenkt. Die Kenntnis sprachlicher Feinheiten verdanke ich, lerne ich von meinem Lehrherrn. Was meinem Charakter anbelangt, bestreite ich, daß er zum Unsitlichen neigt.“

Der König: „Könnt Ihr Eure Aussage, daß Ihr nicht unmoralisch seid, beweisen? Wenn nicht — so müßt ihr den Hof verlassen.“

Sung Jü: „Von allen Frauen dieser Erde die schönsten leben im Lande Ch'u. Und im ganzen Reiche Ch'u gibt es kein Weib, das an die Frauen meines Dorfes heranreicht. Und in meinem Dorfe ist keine, die auch nur verglichen werden könnte mit dem Mädchen von nebenan — mit meines Nachbarn Tochter.“

Das Mädchen von nebenan wäre zu groß, wenn sie auch nur einen Zoll größer wäre, und zu klein, wenn ihr nur ein Zoll fehlte. Ein Stäubchen Puder würde sie zu blaß machen, ein Tupfer Rot zu rot. Ihre Augenbrauen sind wie der zarteste Flaum des Eisvogelgefieders, ihre Haut leuchtet wie Schnee. Ihre Pupille ist wie eine Kugel neuer Seide, ihre Zähne gleichen winzigen Muscheln. Ein einziges Lächeln von ihr würde die ganze Stadt Yang verwirren und der Prinzen Luftschlösser in Hia-t'ai zerrütten. Drei Jahre lang bemühte sich diese Dame häufig, häufig an die Gartenmauer, nach mir zu gucken; aber ich erlag niemals, wie ihren Blicken.“

Ganz anders benimmt sich Meister Teng-t'u! Seine Frau verhängt einen wolligen Kopf über die Welt und fabelhaft mißgestaltete Ohren. Ihre Zähne stehen hervor wie Hauer, ihr Rücken ist krumm, sie hinkt. Aber Teng-t'u gelang es, Liebe zu ihr zu empfinden, und er trägt schuld — wahrlich, er ruhte nicht, bis sie fünf Kinder gebar. Wenn jemand auf der Erde um Gnade bitten darf, möchte ich Euer Majestät nahelegen, vielleicht zu erwägen, welcher von uns beiden der Verführer ist, wer von uns beiden ein Wüfling ist?“

Schmücke Dein Heim — mit Schmetterlingen.

„Farfalla“, das ist die italienische Bezeichnung für Schmetterlinge, ist ein Buch benannt, das ontrend geschrieben und mit prächtigen Photographien von bekannteren und seltenen Faltern, mitunter wahren Märchentieren, ausgestattet und soeben im Trechms-Berlag, Berlin-Charlottenburg (Preis in Ganzleinen M. 9.—) erschienen ist. Verfasser ist ein Berliner Chirurg, der sich hier das Pseudonym R. Longus zulegt. Für Schmetterlingsfreunde ist das Buch ein wahres Festgeschenk. Es erzählt über die höchst reizvolle Liebhaberei der Schmetterlingszucht und darüber, wie es möglich ist, lebende Schmetterlinge aus allen Regionen der Erde wie Blumen im Heim zu ziehen. Nicht alle Schmetterlinge sind in Europa züchtbar. So können, wie der Verfasser berichtet, die farbenprächtigsten Tagfalter der tropischen Urwälder Amazonas nicht bei uns züchtet werden, da es an den Futterpflanzen mangelt und auch die Puppen können nicht herübergebracht werden, da die Verpuppungszeit meist so kurz ist, daß die Falter eher zur Welt kommen, als die großen Schiffe eine Reise nach Europa bewältigen können, und sie auf einem Flugzeug zu transportieren, ist wohl noch nicht versucht worden. Dagegen gibt es eine Menge anderer exotischer und herrlicher Falter, so die großen Seiden Spinner, darunter die größten und prächtigsten Schmetterlinge der Erde, deren Zucht in unserer Zone möglich ist, allerdings erfordern sie eine sorgfältige Pflege und gewisse Kenntnisse. Man ist dabei nicht auf das mühselige Sammeln der nötigen Erfahrungen angewiesen, denn wie der Deutsche für alles Vereinte besitzt, so auch für Schmetterlinge. Neben manchen anderen gibt es einen solchen in Frankfurt a. Main, den Entomologischen Verein, der eine Zeitschrift herausgibt, der eine entomologische Insektenbörse beigelegt ist, in der die Bezugsquellen für Zuchtmaterial, vor allem für Puppen und Kolons europäischer und exotischer Falter, angegeben sind. Nicht immer sind die schönsten und größten dieser Falter oder ihre Kolons die teuersten, dies sind vielmehr die seltensten, die manchmal sogar recht unscheinbar aussehen. Wie es nun um die Geheimnisse der seltenen Schmetterlingskultur steht und wie man mit diesen märchenhaft zarten Gebilden umzugehen hat, das erfährt man aus diesem Buche eines begeisterten Züchters. In einem „Schmetterlingsstempel“ das ist in einem achtseitigen Kästchen mit Glaswänden, gelang es ihm ohne besondere Mühe, einheimische und exotische Falter zu züchten. Die große Zahl der in dem Buche enthaltenen Aufnahmen zeigt, welsch eine Fülle von Ueber raschungen und interessanter Naturvorgänge diese Art der Beschäftigung zu bieten vermag. Man erlebt das überraschende Ereignis der Geburt und Entfaltung, das Knospen und Blühen der Falter von oft wie geisthafter Pracht.

Neue Stillblüten aus dem Polizeibericht.

I.

Er bediente sich einer Sprache, welche die Autorität der Polizei untergräbt, denn er gebrauchte auf mich und meine Amtseigenschaft die Worte: Pfui Deiwel! Er machte auf mich überhaupt den Eindruck, als leide seine Person an Angetrunktheit.

Der wie obig beschriebene Reizentmüller dürfte hauptsächlich sein rechtes, blutunterlaufenes Auge dazu bemühen, um bettelnd, bagabundierend größere Geldgeschenke herauszuschlagen.

Der Lajawagen kam bei der Glätte ins Rutschen und konnte bei dem starken Gefäll in der Panoramastraße nicht mehr zum Stehen gebracht werden. Er fuhr auf ein kleines Haus auf, raste zum Fenster hinein und stand zur nicht geringen Ueberraschung der Bewohner plötzlich in der Stube am Mittagstisch. Die Frau wurde leicht am Bein verletzt, er selbst kam mit dem Schrecken davon.

Die Auslagen des Lehrmann sind mit Vorsicht zu genießen, denn er hat keinen lückenlosen Lebenswandel.

Die bei dem Diebe vorgefundenen acht Paar Damenstrümpfe sind mithin als herrenlos anzusehen.

Was mancher nicht weiß.

Als niedrigste Temperatur sind an einzelnen Tagen in Werchojast in Sibirien 68 Grad beobachtet worden.

Die Särge der altägyptischen Mumien sind aus dem Holze einer Feigenart der Olymore hergestellt.

Je mehr Wasser die Pflanzen verdunsten müssen, desto größer werden ihre Blattoberflächen.

Bürgermeister Meyer, der auf dem bekannten Bilde von Hans Holbein (Madonna des Bürgermeisters M.) porträtiert war, wurde von seinen Mitbürgern deshalb gehenkt.

Weiteres.

Spinat mit Spiegeleiern. Der französische Marineminister Camille Pelletan war reichlich unsoigniert, so erzählt der „Berliner Börsen-Courier“. Besonders vernachlässigte er die Pflege seines langen schwarzen Bartes, der gewöhnlich Speisereise aufwies, was den französischen Journalisten oft Veranlassung gab, sich über den Minister offen lustig zu machen. Pelletan ertrug deren Spott mit philosophischer Ruhe. „Wie hat Ihnen“, fragt einst ein Journalist den Minister, „heute der Spinat geschmeckt, Monsieur Pelletan?“ — „Sie sind ein schlechter Beobachter“, erwiderte Pelletan. „Erstens habe ich Spinat mit Spiegeleiern gegessen und zweitens habe ich Spinat mit Spiegelei nicht heute gegessen, sondern gestern!..“

Nicht zu machen. „Machen Sie sich keine Sorgen, es ist nichts weiter als ein Geschwür, was sich in Ihrem Genick bilden will. Immerhin würden Sie gut tun, es im Auge zu behalten.“

Ein Sherlock Holmes. Polizeieinspektor: „Entkommen? Was? Haben Sie denn nicht alle Ausgänge besetzt, wie ich Ihnen befohlen habe?“ — Polizist: „Gewiß, Herr Inspektor. Der Kerl muß einen der Eingänge benutzt haben.“

Anonymer Brief. Ein bekannter Politiker in Berlin, so wird im „Tagebuch“ erzählt, empfing einen anonymen Brief. Darin stand weiter nichts als: „Lausejunge“. Der Empfänger besah sich das Malheur: „Ich bekomme diese Briefe ohne Unterschrift. Dies ist die erste Unterschrift ohne Brief.“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel, Wistertshau bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

49. Fortsetzung.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Bei den Läufer- und Turmbauern läßt sich obiges Verfahren nicht verwenden, weil das Tempo zur Annäherung des Königs wegen Patt nicht gewonnen werden kann; das Spiel bleibt also bei entferntem König unentschieden. Zum Beispiel bei den nächsten zwei Bildern.

Bild 80.

Dame gegen Läuferbauer.



Weiß am Zuge kann nicht gewinnen.

Zum Beispiel: 1. Db3! Käl! Nimmt Weiß jetzt den Bauern e2, ist Schwarz patt.

Bild 81.

Dame gegen Turmbauer.



Weiß am Zuge kann nicht gewinnen.

1. Db4! Käl! Der König flüchtet sich immer in die Ecke. 2. Dc3! Kbl, 3. Db3! Käl! usw.

Ist der eigene König nahe genug, gewinnt jedoch die Dame auch gegen den Läufer- oder Turmbauern, siehe die nächsten Bilder.

Bild 82.

Dame gegen Läuferbauer.

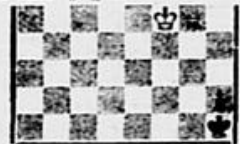


Weiß am Zuge gewinnt.

1. Db3 Kd2 (Kcl Kf3) 2. Db2 Kd1 3. Kf3! Kd2 4. Kf2! Kd1 5. Dd4! Kcl 6. Db4! Kd1 7. Del matt.

Bild 83.

Dame gegen Turmbauer.



Weiß am Zuge gewinnt.

1. Kg4! (dadurch gelingt es dem König näherzukommen) Kcl (oder g2) 2. Del! Kg2 3. Dd3! Kgl (Khl Kf3) 4. Kg3! man beachte die Wendung! h1D 5. Df2 matt. Wenn 4. .. h1Sf so 5. Kf3 usw.

Fortsetzung folgt.